Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 3

Artikel: Die Aufgabe des Schriftstellers
Autor: Manuel, Artur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-329424

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Aufgabe des Schriftstellers.

Von Dr. Artur Manuel.

I.

Der Begriff „Schriftsteller", man verzeihe den Vergleich, ist ungefähr so unbegrenzt und weitläufig wie der eines zoologischen Gartens. Alles hat unter diesem Sammelnamen Platz, Zweibeiner, Vierbeiner, in allen Schattierungen und Größen, Vierhänder, Achthänder, die Riesenblindschleiche, das Känguruh und der arktische Bär. Wäre letzterer etwa dem nordischen Kraftmenschen Knut Hamsun zu vergleichen, das Känguruh einem Reise- und Steppenschriftsteller, die Riesenblindschleiche einem religiösen Traktätler, so ist die Zahl der schreibenden Zweihänder unbegrenzt, die der Vier- und Achthänder in unserem Zeitalter aber noch stetig im Zunehmen begriffen: Es gibt jetzt nicht nur Roman- und Libretto-, sondern auch Kinotextfirmen. Der arktische Bär mag brummen so viel er will; wirft er alle paar Jahre ein Junges: das Geschmeiß der künstlichen Buchstabenfliegen deckt mit ihrem Fabrikeierstock schimmel- und pilzartig bereits das Land und die Städte...

Hut ab vor diesem Beruf!

Dennoch bin ich unverfroren genug, von einer „Aufgabe" des Schriftstellers zu sprechen. Daß diese aber nicht in der Produktion als solcher liegt, jedes Negerweibchen ist fruchtbar, liegt auf der Hand. Es sei denn, daß sich der Schriftsteller dem Setzer gleichsetzt, der dazu verdammt ist, alles, was man ihm bringt, Buchstabe um Buchstabe zu drucken. Allein, schon die Achtung vor diesem Beruf, die bloße Tatsache der Inanspruchnahme anderer Hände sollte manchen in seiner Produktion etwas hindern, ihn zum mindesten nachdenklich machen. Das aber, nun hole ich zum Schlage aus, ist ja gerade das Charakteristikum unserer heutigen „literarischen Welt": Schamlosigkeit. Während ein Großer, wohl zu aller Zeit, nach jahrelangem Kampf gegen innere Hemmungen sich endlich zu einem Wurfe bekennt, demütig genug, fast nur die Mängel zu sehen, um schließlich nach Zuständen von Angst und Scham sich mit verdoppelter Kraft an ein neues, schwierigeres Werk zu wagen, noch voll Zweifel, ob ein Jahrzehnt dazu reiche, während so, sage ich, seiner Generation vielleicht gänzlich verborgen, das Genie in Nacht und Einsamkeit sich zu seiner wahren Bestimmung hindurchringt, schwatzt und läutet daneben der Tag von Talenten, Heroen und Helden. Wie diese Pseudogötter geschaffen werden, ist ruchlos offenes Geheimnis: Kliquenprodukte, literarische Presse, Verleger. Irgendein Kerl wird ausfindig gemacht, im Alter des Wunderkindes, um sich gegebenenfalls nicht allzusehr zu blamieren, kommt in „Konjunktur", wird Wertobjekt für Zeitung, Verlag oder Firma, und der Posaunenstoß der Entdeckung geht los. Was selbst in unserem kleinen Land an unverschämtester Reklame geleistet worden, ist mehr als amerikanisch. „Der bedeutendste Erzähler", „die Sensation des Jahres", „der anerkannte Dauererfolg"; das für Bücher, die im Ausland belächelt werden und selbst bei uns,

die wir in unseren Urteilen langsamer sind, nach einem halben Jahre wieder verschwinden. Ein Autor, der etwas auf sich hält, wird über solchen Tamtam vielleicht heimlich erröten, aber sich dagegen zu wehren, das vermag er nicht. Sobald er durch einen meist unüberlegt unterzeichneten Vertrag sein Opus ausgehändigt, gehört es nicht mehr ihm, das Buch wird zur Ware, die Bücher zum Markt. Von vielen wird sogar beneidet, wer einen möglichst lauten Rufer gefunden. Zuerst zwar, das ist das Heimtückische, wird gar nicht gerufen, sondern in aller Stille die Beute sicher gemacht. Zum Beispiel so: Ein Student bringt einem Verleger einen Gedichtband. Resultat: Ablehnen, Bedauern, in letzter Sekunde aber nimmt er ihn doch. Unter einer Voraussetzung: Alles, was du künftig schreibst, dein ganzes Lebenswerk, gehört mir. Bitte, hier der Vertrag. Hierauf wird das Bändchen gedruckt und in den Keller getan. Gelingt dem Autor nach einigen Jahren ein wirkliches Werk, mit dem selbstverständlichen Wunsch, es auch ins Ausland zu werfen, so hat er von dem betreffenden Winkelverlag bereits die Schlinge am Hals. „Gewiß," sagt der Herr Spekulant, „du darfst auch im Ausland verlegen, gratuliere sogar, aber bitte: Zuerst kaufe dich los, hier der Vertrag." Alles Protestieren hilft nichts, fünfhundert bis tausend Franken werden aus der Tasche des Jünglings gesogen, vorausgesetzt, daß er sie hat, wenn nicht, so mag er sie erst redlich verdienen. Die erste Aufgabe des Schriftstellers, komisch es zu sagen, ist also, die Augen aufzutun, nicht nur in die innere, sondern auch in die äußere Welt; einsehen zu lernen, daß er ein Wertobjekt, ein Stück Kapital, ein Papier, das steigt oder sinkt, je nachdem... Dieses Gefühl, als Sache gewertet zu sein (man geht z. B. von heute auf morgen an irgendeinen andern Verlag über, d. h. man wird mit allen seinen Rechten von einem Verleger an irgendeinen andern verkauft), dieses Gefühl, sollte man meinen, dürfte genügen, einen lebendigen Menschen zum Rasen zu bringen; allein damit ist noch sehr wenig erreicht. Zum Gefühl der Erniedrigung muß die Einsicht der Gleichstellung mit jedem andern Arbeiter kommen, mit jedem, der durch den Verkauf seiner Arbeitskraft sein mehr oder weniger kärgliches Brot verdient. Das heißt aber nichts anderes als: Mag sich ein Intellektueller auch so viel dagegen sträuben als er will, er ist gezwungen, sich als Proletarier zu erkennen. Diese Entdeckung ist vielleicht die wichtigste seines Lebens, sicher wichtiger, als der ganze ihr vorangegangene Schöpfer- und Arbeitsprozeß, denn vor dieser Einsicht blieb er in seiner Produktion notwendigerweise Individualist, Dichter und Schriftsteller seiner eigenen lieben Person, seiner kleinen persönlichen Konflikte, seiner Liebesaffären, seiner lieben Gefühle. Viele freilich, vor allem Lyriker, werden auf diesem egoistischen Punkte verbleiben, sich gerne auch fernerhin (besonders wenn sich etwa ein reicher Gönner findet!) als Mittelpunkt des Weltgeschehens betrachtend. Wo aber neben dem Gefühlsleben im Schriftsteller auch der Wille und der Verstand seine Ausweitungs- und Wirkungsmöglichkeiten hat, da ist mit dieser Entdeckung eine Krise geschaffen,

die das Zentrum des lieben Ich gründlich verschiebt: Hinaus und hinein in den Kreis der Genossen. Nicht das ist das Wichtige, daß sich ausgebeutete Schriftsteller zu Berufs- und Schutzverbänden zusammentun (in den Berufsverbänden sind auch glückliche Millionäre vertreten), sondern daß sie sich als Arbeiter empfinden, deren Los unlösbar verknüpft ist mit dem aller Proletarier überhaupt.

Nun aber mögen die Einwände prasseln.

Einmal, wird man sagen, geht eine Gleichsetzung mit irgendeinem andern Arbeiter schon deshalb nicht an, weil der Schriftsteller doch nur bedingt sich irgendeinem Verleger verpachtet (ich selber besitze einen Vertrag auf „Lebensdauer"), anderseits, weil er auch sonst viel größere Chancen hat. Gut, es ist möglich, daß einer von dreihundert an einem Preisausschreiben einmal 10,000 Franken verdient (Felix Möschlin hat das, von einem Verlag ausposaunt, im Ausland bewiesen). Aber eben, einer von drei- oder vierhundert. Dabei aber (Felix Möschlin in hohen Ehren!) ist eine solche Gewinnchance nicht immer in erster Linie Sache eines unbedingten ersten Talents, wenigstens nicht literarischer Art, sondern eher eines glücklichen, nicht zum mindesten kaufmännischen Auges: Was dem oder jenem Verlage, der das Preisausschreiben erließ, diesem oder jenem Maecene gemäß (letztere sollen zwar am Aussterben sein). Mit andern Worten: Der Erfolg hängt in einem sehr starken Maß ab von der Gesinnung, doch so, daß sie nicht direkt, sondern indirekt proportional sind.

„Das ist nun allerdings ein starkes Stück!" wird man sagen, vielleicht sogar mit einem gewissen Recht. Denn der Schriftsteller ist seiner ganzen „Natur" nach ein figalanter, vielseitiger und vielwendiger Kerl, der, vor allem als Belletrist, alles möglichst vieldeutig sagen, selten Diskussion, auf keinen Fall aber Kampf auslösen soll. Seine Mentalität wurde mehr und mehr die eines Geheimdiplomaten, seine am meisten geschätzte und bevorzugte Methode die der Verschleierung. Ein Verleger wird zwar behaupten, alles dürfe gesagt werden. Es kommt nur darauf an, wie! Zweifellos verdankt selbst ein Bernhard Shaw (aber man darf nie vergessen, daß er ein Ire!) nicht den kleinsten Teil seines Erfolges seinem zwitterhaft blendenden Spiel. Woher aber, wird man weiter einwenden, in Deutschland der Riesenerfolg eines Thomas Mann? Gibt es einen unbarmherzigeren Schilderer überlebten Bürgertums als ihn? Antwort: Seinen Bruder, den Heinrich; der vielleicht nur deshalb als geringerer Künstler gilt, weil er nackter, offener ist („Untertan", „Der Kopf"), vor allem aber, weil er sich nicht scheut, auch ins Leben der Gegenwart hineinzuzünden. Alles in allem erweist sich die marxistische Auffassung, daß die Mentalität in stärkstem Maße vom Produktionsprozeß abhängig sei, auch auf diesem Gebiete bei der Masse der Schreibenden durchaus als wahr, der heroische Fall ausgenommen, daß einer eher auf seinen Beruf verzichtet, als gegen seine Ueberzeugung zu schreiben. Hier aber scheiden sich nun die Wege zwischen Talent und Beruf. Talent ist eine Naturanlage, Beruf aber ist metaphysisch mit Berufung verknüpft. Ein Talent

kann sich biegen, ein Berufener nie. Talent ist Anpassung, Beruf Kampf um den Geist. Talente bleiben an der Oberfläche, Berufene graben die Wurzeln heraus. Die Aufgabe des Schriftstellers unserer Zeit sehe ich darin, daß er mithilft, die gesellschaftlichen Nöte, das ganze wirtschaftliche Chaos bloßzulegen, an zahllosen Beispielen die Ursachen unseres Elendes abzuwickeln und zu dokumentieren und es den Leuten in die Ohren zu schreien, mögen sie hören oder nicht, daß das menschliche Hirn die nationalen Grenzen gesprengt, daß Bruder hier und Bruder dort, und daß erst dann ein menschenwürdiges Dasein möglich wird, wenn die ganze Materie, der ganze Produktionsprozeß nicht den Gewinnchancen einzelner Unternehmer, sondern dem Wohle des gesellschaftlichen Ganzen dient.

Selbsthilfe ist Arbeit am Ganzen.

II.

Einen Einblick in die „kapitalistische Bücherkatastrophe" unserer Tage gibt Dr. Alfred Fankhauser in einem zuerst in der „Berner Tagwacht", hierauf auszugsweise im „Geistesarbeiter" (dem Organ des Schweiz. Schriftstellervereins) erschienenen Artikel, aus dem einige kurze Passagen zur Illustration des Obigen hier wiedergegeben zu werden verdienen. „Nach dem Kriege", schreibt Genosse Dr. Fankhauser, „wähnten die meisten Verleger ihre goldene Zeit wieder gekommen. Sie schickten die Agenten den vornehmern oder bettelarmen Autoren auf die Bude. Es konnte vorkommen, daß einer in einer Woche ein halbes Dutzend Verlagsofferten erhielt. Die materielle Not der meisten Autoren war groß, und so lieferten sie denn Romane, was das Zeug hielt. Ergebnis: Jährlich mindestens 20,000 Romane auf dem deutschen Büchermarkt. Von dieser Sintflut blieben aber nicht 10 Prozent länger als ein Jahr auf dem Markt. Die Verleger mußten die übrigen 90 Prozent, die nicht „einschlugen", auf alle möglichen Arten verschwinden lassen; die Autoren, die auf eine Zweitauflage hofften, sahen sich in den allermeisten Fällen getäuscht. Der Verleger schickte seine Agenten nach neuen Manuskripten. Und im nächsten Jahre eine neue Sintflut von neuen Werken, in fünf Jahren hunderttausend Romane! Sinn der ganzen fürchterlichen Wirtschaft war die „große Kanone", d. h. das Buch, das Erfolg haben würde. Um dieses einen willen schleppte man die Unmenge der andern mit. Das Prinzip, die Propagandakosten für das einzelne Buch zu verringern, indem man eine möglichst große Menge vertrieb, wurde totgeritten, indem jeder Verleger den andern in der Menge überbot. In diesem grauenhaften Raubbau gingen Dutzende von guten Büchern klang- und wirkungslos am Publikum vorüber.

Gleichzeitig gerieten auch die Buchhändler in immer größere Enge. Genaue Berechnungen ergeben, daß das Sortiment, wie der mittelalterliche Name der gewöhnlichen Ladengeschäfte lautet, über 30 Prozent des Buchpreises für seine Betriebsunkosten rechnen muß.

Die Menge der neuen Bücher, die jährlich angeboten werden, verlangen entweder die Führung von Lagern, deren Wert in die Hunderttausende und Millionen geht, oder aber einen Bestellungsapparat, der für die Hälfte der bestellten Werke jedesmal besonders in Funktion tritt. Wenn die Autoren sich wunderten, daß der Preis für ein gebundenes Buch das Drei- oder Vierfache des Herstellungspreises (Honorar des Schriftstellers eingeschlossen) beträgt oder das Zehnfache dessen, was er für ein Exemplar bekommt, so erhielten sie die Antwort: Was verstehen Sie von den Schwierigkeiten des Geschäfts!

Mitten in dieser unsinnigen Entwicklung setzte die Inflationskatastrophe ein. Wie alle Arbeitenden, wurde der Autor um seinen Arbeitslohn betrogen — durch die Notenpresse des Staates. Die Verleger leugneten schlankweg jede Verpflichtung ab, den in den Verträgen gemeinten ursprünglichen Markwert auszuzahlen. In Form von Papiermark wurden uns damals für 1000 verkaufte Exemplare Entlöhnungen entrichtet, die gerade noch für einen Fünferwecken und ein Glas Tee langten.

Mittlerweile hat sich nun die Produktion von 20,000 Bänden pro Jahr richtig ausgewirkt. Ein Umstand beschleunigt die Katastrophe: Vor der Zeit, als man wieder holzfreies Papier zum Druck verwandte, wurden die besten Bücher auf holzhaltiges Papier gedruckt, heute, 1926, sind diese Werke nun höchst unansehnlich geworden und müssen um jeden Preis abgestoßen werden. Die wahnwitzigsten Preisreduktionen zeigen diese Zwangslage an. Bücher, die für 4 Mark das broschierte und 7 Mark das gebundene Exemplar abgesetzt wurden, werden zu 15 bis 50 Pfennig angeboten. Der Lohnbetrug, der so viele während der Inflationszeit ruinierte, wird wiederholt in der sog. Verramschungspraxis. Diese billigen „Ramschbücher" werden den übrigen Markt während mindestens eines Jahres lahmlegen und jedem neuen Buch tödliche Konkurrenz bereiten. Und es zeigt sich, daß die verzweifelten Steigerungen der Monopol- und Trustpreise: 10 Fr. für einen Leinenband von 250 Oktavseiten nur noch die letzte Station vor dem allgemeinen Zusammenbruch waren.

Eine wilde Panik hat eingesetzt. Man erwartet, daß ein Drittel der Verleger und die Hälfte der Buchhändler vom Schauplatz verschwinden. Das bedeutet, daß diese zum Aussterben verurteilten Geschäfte ein Jahr lang die wildesten Unterangebote machen und den Trust der Verleger und Buchhändler vorübergehend aufs allerschwerste erschüttern.

Noch hat die radikale Aufklärung des Publikums über die Verhältnisse im Buchgewerbe nicht eingesetzt. Das liebe Volk wird staunen, wenn es zu hören bekommt, wie viel es für ein Buch bezahlt und wie viel die Herstellung eines solchen kostet! Es wird staunen, zu vernehmen, daß ein Leinenband 80 Rappen kostet, daß aber im Buchhandel dieser Einband allein mit 3 bis 4 Fr. bezahlt werden muß. Also 6 Fr. für das broschierte, 10 Fr. für das gebundene Buch! Und die vielen Leser, die wegen ihrer geringen Geldmittel sozusagen ausgeschlossen sind, werden aufhorchen, wenn sie vernehmen,

wie vom Binder weg — der Autor ist schon bezahlt — das vierfränkige broschierte Buch nicht mehr als Fr. 1.50, das sechsfränkige nicht 2 Fr. gilt und daß nur die Vertriebskosten infolge der Vertrustung und schlechten Organisation die Sündenpreise erzeugen."

III.

Was sollen wir nun tun?

Nur Wirtschaftlichkeit kann den Idealismus retten. Dieser Satz, ursprünglich von einem Verleger geprägt, behält seine Gültigkeit, auch nachdem das Vertrauen der Autoren (und ohne Vertrauen kann ein Autor nicht leben!) zu ihren wirtschaftlichen Ausbeutern im stärksten Maße erschüttert. Was noch vor dreißig Jahren die Regel, ein persönliches Verhältnis zwischen Autor und Verlag, ist heute schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil jeder größere Verlag ein vielköpfiges Ungeheuer, unter dessen Köpfen nicht einmal Zungen-, geschweige denn Geistesgemeinschaft herrscht. Ein kaufmännischer Leiter, ein Stab von Lektoren, die Interessen des dahinterstehenden Kapitals: Ein sehr gemischter Salat. Bar aller Gesinnung! Ohne ein ganz bestimmtes Ethos, ohne die Ueberzeugung von einem letzten Zweck und Sinn seines Tuns, kann ein Autor aber nicht leben. Er kann nicht leben ohne Gemeinschaft, ohne Echo, ohne eine ihm mehr oder weniger eng verbundene Lesergemeinde. Das heutige Wirtschaftssystem hat alle diese Bande vernichtet. Der Schriftsteller ist ein Eremit, der auf einem Dorfe, in einer Mansardenstube oder in der Ecke eines Literatur-Cafés hockt, abgeschnitten von aller lebendigen Welt, fabelhaft tätig einzig in seiner zu Sensationsbildern aufgepeitschten Phantasie (deshalb die 20,000 Romane!), aber ohne alle gesellschaftsbildende oder gar umgestaltende Macht. Er ist Abenteurer, Tierschilderer, lyrischer Egozentrist. Im öffentlichen Leben ein Kind. Er ist ohne Rückhalt und Rückgrat und schreibt deshalb beständig an irgendeinem Weltuntergang. Er hat sich selber, bis ihm die Not die Augen reibt, zum Sektierer verdammt. Das erste, das wir fordern müssen, ist deshalb, daß er den Anschluß an die Gesellschaft wieder finde. Davon erwarten wir alles. Ist diese Verbindung einmal da, kämpft und schreibt er für die Ziele des Ganzen, so wird er auch die Beachtung der Massen wieder finden. Die Masse ist es, die ihn trägt. Sie will ihn nicht nur lesen, sie will ihn auch sehen und hören. Man hat kürzlich an dieser Stelle über die Verödung des Parteilebens geklagt. Nehmt an eure Bildungsabende Schriftsteller auf. In Deutschland, in Frankreich, in England ist es in weitem Maße geschehen. Ein Shaw, ein Barbusse, ein Toller sind das geistige Salz ihrer Partei. Wirtschaft ist Basis, aber ohne Enthusiasmus ist jede Bewegung tot. Was not tut, ist immer und immer wieder gläubige Jugend. Nicht der Parteisekretär, der Schriftsteller ist der Träger des Ideals. War es immer. In Urzeit. Als Dichter, Prophet. Denn dies eine sei noch gesagt: Der Schriftsteller ist groß nur als Mensch. Ragt er aber als solcher auf, so ist uns auch wirtschaftlich um seine Existenz nicht zu bange. Hat er Kraft und

Mut, wird er sogar ein Handwerk erlernen. Die erste und letzte Forderung, seine höchste, persönlichste Aufgabe bleibt, daß er einen Menschen aus sich mache!...

Sozialistische Selbstbesinnung.

Von Max Weber, Bern.

Vor einiger Zeit hat der belgische Genosse Hendrik de Man unter dem Titel „Psychologie des Sozialismus"*) ein Buch erscheinen lassen, das auch in der sozialistischen Bewegung der Schweiz diskutiert werden muß. Sein Inhalt, die Persönlichkeit seines Verfassers wie die Auseinandersetzungen, die es in der deutschen Sozialdemokratie hervorgerufen hat, zwingen dazu. Das Buch ist ein Bekenntnis, „ein Stück geistiger Autobiographie", wie es sein Verfasser nennt. Hendrik de Man kam als junger Student in die sozialistische Bewegung hinein und wurde ein begeisterter Anhänger des Marxismus. Allein durch seine praktische Arbeit in der Arbeiterbewegung und vor allem durch seine Erlebnisse im Krieg wurde sein Glaube an die Richtigkeit der herrschenden sozialistischen Anschauungen erschüttert. Er wurde sich der gewaltigen Bedeutung der seelischen Einflüsse auf den einzelnen wie auf die Masse bewußt und rang sich von der mechanisch-deterministischen Erklärung der gesellschaftlichen Entwicklung auf Grund der wirtschaftlichen Veränderungen zu einer hauptsächlich psychologischen Betrachtung der sozialen Frage durch. Dieser Geisteskampf, den Genosse de Man mit sich selbst auszufechten hatte, erfüllt auch sein Buch, und gerade das macht es so außerordentlich frisch und lebenswahr.

De Man geht davon aus, daß jede soziale Bewegung einer Massengefühlslage entstammt, die sich in bestimmten sittlichen und rechtlichen Wertungen ausdrückt. Die marxistische Denkweise wurzelt im Rationalismus, im mechanischen Determinismus und im Hedonismus ihrer Entstehungszeit. Daher stammen die drei Elemente der marxistischen Massengefühlslage: der Glaube an das Wirtschaftsmotiv, an das gesellschaftliche Zwangsmotiv und an das rationelle Nützlichkeitsmotiv. Die heutige Zeit versucht ein Weltbild aufzubauen, das statt auf der mittelbaren Erfahrung der begrifflichen Welt auf der unmittelbaren Erfahrung der Welt des Empfindens und Wollens beruht. Alle Wissenschaft vom Menschen muß von der Menschenseele ausgehen. Das Denken ist vom Wollen abhängig. Der Marxismus leitet das sittliche Empfinden aus rationeller Konstruktion ab; die Weltanschauung der Gegenwart dagegen erblickt in der rationellen Konstruktion etwas Sekundäres, das selbst auf ein vorhandenes sittliches Wertgefühl zurückgeht.

Eine Massenbewegung kann nicht durch eine Analyse der Wirtschaftsform erklärt werden. Die sozialistische Gesinnung ist zunächst

*) Hendrik de Man: Zur Psychologie des Sozialismus. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1926. 434 Seiten. Broschiert Mk. 14.—. Leinen Mk. 17.—.